

Ein Ausflug von Tokio ins Innere Japans im Sommer 1880.

(Mit einer Tafel.)

Von

Professor Dr. D. Brauns.

Wie bei den ersten Streifzügen durch das japanische Land¹⁾, waren es auch in der zweiten Hälfte des Juli 1880 geologische Untersuchungen, welche mich — diesmal landeinwärts in eine wenig von Fremden besuchte und noch nicht von Landschaftsphotographen verwertete Gegend — zum Aufbruche aus der Hauptstadt Japans veranlassten. Die sogenannte Regenzeit, eine gewöhnlich bald nach Anfang Mai beginnende und vier bis sechs Wochen andauernde Periode, während welcher die Hitze noch nicht gross, die Feuchtigkeit der Luft dagegen um so fühlbarer zu sein pflegt, hatte ihr Ende erreicht, dafür aber fing die Hitze und mit ihr die Mückenplage um so lästiger zu werden an. Die Geschäfte in Tokio und in Yokohama feiern alsdann; auch die Universität wird, gleich den übrigen höheren Lehranstalten, geschlossen, und wer irgend vermag, zieht hinaus in die blauen Berge.

Es war ein wunderbar schöner Morgen, an welchem ich nahe dem nördlichen Ende der Hauptstadt auf einen etwas ärmlichen und nicht ganz unbedenklichen Stellwagen zu warten hatte, der aus dem Mittelpunkte der Stadt, der bekannten Brücke von Nihon, in der von mir einzuschlagenden Richtung eine ungewöhnlich weite Strecke, 17 Ri oder japanische Wegstunden — je in runder Zahl 4 Kilometer messend — auf leidlich gebahnten Wegen zurückzulegen im Stande ist. Der Himmel war tief blau, nur am Horizonte lag feiner Nebel, während ein leiser Seewind erfrischend über das Häusermeer von Tokio hauchte. Ich hatte mir einen Sitz neben dem Rosselenker gesichert und vermochte daher die Reize der Landschaften, die sich im Verlaufe des Tages bei andauernd sonnigem Wetter vor mir ausbreiteten, so gut wie die Scenen des bizarren Volkslebens in den lang neben der Heerstrasse sich ausdehnenden Ortschaften nach Gebühr zu würdigen. Allmählich wurde der Strom, der in breiter, träger Fläche unter dem Namen Sumidagawa den Norden und Osten Tokios bespült, zu einem rasch über Kiesel dahinfließenden, klaren Bergstrome. Auch sein Name änderte sich oberhalb des Städtchens Sumida, nach welchem japanischer Sitte zufolge sein Unterlauf benannt wird, und er hiess

1) Vergl. die Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1880, S. 46—65.

nun Arakawa¹⁾. Es waren jedoch bis zu dem Endpunkte der Wagenfahrt, nordwestlich von der grösseren Stadt Kumagaye, hauptsächlich nur die Fernsichten, welche grösseren Reiz hatten, während ich von dort an mehr und mehr in ein bewaldetes Hügelland eindrang, dessen bedeutendere Felspartien oft schon sehr schroff gegen den Fluss abfielen und dabei unter den Schwemmgebilden allerlei krystallinische Schiefergesteine zeigten. Wider Erwarten traf ich meine vorangegangenen japanischen Reisegefährten an der Stelle, wo ich den Wagen verliess, nicht mehr an und musste daher die beabsichtigte Rast in einem ungewöhnlich reinlichen und friedlich stillen Wirthshause aufgeben und mit einer nachmittäglichen Jinrikischafahrt und der Aussicht auf ein sehr problematisches Unterkommen in Yorii, einem grösseren Dorfe am oberen Laufe des Arakawa, vertauschen. Schon das Feilschen um die Jinrikischas — die bekannten von einem oder zwei Kulis gezogenen Wägelchen — war lästig, und zwar in viel höherem Grade als in Tokio, wo mir die Kulis bedeutend williger und gutmüthiger vorkamen. Dies ward aber auch durch das Misshandeln der so völlig harmlosen Strassenhunde, das man um Kumagaye und Yorii jederzeit sehen konnte, und durch die oft recht grausamen Verwundungen der Hunde, die man daselbst sah, zur Genüge bekundet, wie denn der Japaner überhaupt und namentlich da, wo er sich selbst überlassen, nur zu sehr zu schlechter Behandlung der Thiere neigt. Eine Eigenthümlichkeit der Kulis dieser Gegend war dagegen nicht uninteressant: sie zeigten die Tätowirung, welche bei der niederen Klasse in Japan allgemein beliebt ist, in einer ganzen Gruppe von Prachtexemplaren. Bei mehreren derselben sah man den ganzen Körper, der hier — im Gegensatze zu den von der Polizei in dieser Beziehung strenger überwachten städtischen Genossen — fast nackt, nur mit dem Lendengürtel oder Fundoschi bekleidet war, bedeckt von schön verschlungenem Blattwerke, von gut gezeichneten Drachen, Menschenköpfen u. dgl., in schwärzlich blauer und schön rother Farbe, in Indigo und Zinnober ausgeführt. Manchmal fanden sich aber auch Darstellungen, welche die Lascivität der Japaner in ein helles Licht stellten, und die Kulis, welche dieselben aufzuweisen hatten, waren augenscheinlich auf dieselben ebenso stolz, wie es die Übrigen auf ihren Hautschmuck waren.

1) Nicht Arakawa, wie man häufig findet. Meine japanischen Freunde betonten ausdrücklich, nur obige Lesart sei die richtige, obwohl sie den eigentlichen Grund des Fehlens des Nigori, des sonst üblichen Übergehens des Anfangsconsonanten eines bei Zusammensetzungen nachgestellten Nomen, nicht anzugeben vermochten.

Angesichts dieser und anderer ähnlicher Beobachtungen habe ich mich oft gefragt, warum man denn eigentlich das „Land der Tätowirten“, das in älteren chinesischen Reiseberichten so oft eine Rolle spielt, durchaus jenseits Japans und nicht lieber innerhalb der Grenzen desselben suchen will.

Zeitig am folgenden Vormittag erreichte ich von Yorii aus Minano, ein kleines lieblich belegenes Dorf des Distriktes von Tschitschibu mit vielem Verkehr, der augenblicklich noch durch die Aufkäufe von Seide seitens reisender Händler gesteigert war, so dass meine japanischen Freunde und Begleiter hier ebenso wie schon Abends zuvor in Yorii erst nach langen Mühen ein leidliches Quartier zu erobern vermochten. Der Aufenthalt dauerte hier etwas länger, da nunmehr die geologischen Untersuchungen grössere Sorgfalt in Anspruch nahmen. Gleich oberhalb Minano nimmt der Arakawa einen bedeutenden linksseitigen Zufluss auf, und zugleich krümmt sich sein Lauf, der nach abwärts erst in östlicher, dann in südöstlicher Richtung weiter geht, so, dass der Hauptstrom fast von Süden her auf Minano zufliesst. Mit der Theilung der beiden Thäler oberhalb Minano ist eine merkliche Verbreiterung derselben verbunden; der Raum zwischen beiden Flüssen ist nur von niederen Hügeln bedeckt, und erst in weiterem Umkreise, in einiger Entfernung von den Stromläufen, erheben sich höhere Berge. Es hatte sich nun schon durch vorhergehende Untersuchungen herausgestellt, dass diese Thalkesselbildung mit dem geologischen Baue der Gegend in engem Zusammenhange steht, und die ferneren Aufnahmen bestätigten dies nicht nur, sondern ermittelten auch, dass beide Thäler einschliesslich des Raumes zwischen dem Arakawa und seinem grossen westlichen Nebenflusse bis etwa 5 Ri oder nahezu 20 Kilometer aufwärts — wo sich die Thalwände wieder enger zusammenschliessen — und in einer Maximalbreite von fast $3\frac{1}{2}$ Ri oder 14 Kilometer aus ausserordentlich jungen, pliocänen Tertiärbildungen bestehen. Schon bei Minano traten dieselben, nach Nord, Nordost und Ost von Chloritschiefern, Quarziten nebst quarzitären Conglomeratgesteinen und anderen krystallinischen, versteinungsleeren Gesteinen sehr alter Bildung umgrenzt, in Form von Sandsteinen auf, welche einen gewissen Reichthum an fossilen Muscheln und Schnecken und namentlich von solchen Arten zeigten, welche noch heutzutage in den japanischen Meeren leben. Obgleich diese Sandsteine und die mit ihnen verbundenen Mergel, Schieferthone und Conglomeratschichten ziemlich fest und theilweise recht steil aufgerichtet werden — sie fallen mit 30 bis 50 Grad, ausnahmsweise, am Süden, sogar mit 70 Grad nach NO.

bis O., im Mittel nach ONO. ein — so muss ihnen doch ein sehr junges Alter, sogar im oberen Theile der Pliocänbildungen, zuerkannt werden. Ganz besonders ist hervorzuheben, dass der Prozentsatz von Conchylienarten, welche noch jetzt in den Meeren um Japan leben, in ihnen noch grösser ist, als selbst in den lockeren thonig-sandigen Muschelbänken und Tuffbildungen, welche in und bei Tokio unter den Diluvialbildungen in diskordanter Lagerung zum Vorschein kommen¹⁾. Das Tertiärbecken von Tschitschibu ist zugleich — wie die beigegebene Karte zeigt — rings von alten krystallinischen Bildungen verschiedener Art und von sehr wechselndem Streichen und Einfallen umschlossen.

Schon am Tage nach meiner Ankunft begannen, bei fortwährend schöner Witterung, Exkursionen in die Umgebung Minanos, bei denen bald die Schichtenköpfe der Chloritschiefer, über welche sich die bläulichen Wellen des Flusses ergossen, bald die tertiären Sandsteine, aus denen ich mancherlei Versteinerungen herauschlug, bald das Kiesbett, das sich am linken, nordwestlichen Ufer des Arakawa ausdehnte, Gegenstand der Untersuchungen wurden. Das Kiesfeld war mit Mimosen, Melilotus, Potentillen und dergl. bedeckt; höheres Gebüsch erhob sich erst an den Uferhängen, oberhalb deren sich die landesüblichen Reisfelder nebst Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, Lackbäumen und Papierbäumen, auch von Kampferbäumen ausdehnten. In der nächsten Umgebung der vereinzelt Hütten fanden sich ausserdem Buchsbäume, Kamellien, Podokarpen, vor allen aber schien die *Paulownia imperialis*, der Kiri der Japaner, und der Sommerbaum oder Hinoki, *Chamaecyparis obtusa*, in der Nachbarschaft der Wohnungen beliebt zu sein. An der rechten, östlichen Seite des Flusses traten steilere Bänke der Tertiärbildungen, meist sandig oder in raschem Wechsel mergelig und sandig, an die schnellströmenden Fluthen heran, welche zu dem in Tokio ungewöhnlichen Genusse eines erfrischenden Bades einluden. An den Sandsteinblöcken, welche hier am Ufer lagen, fiel mir der eigenthümlich japanische braune Laubfrosch, die vielgenannte *Hyla Buergeri* auf, jetzt wegen Mangels der platten Querfortsätze des Kreuzbeines als Vertreter eines besonderen Geschlechtes, *Polypedates* oder *Buergeria*, angesehen, der sich mit seinen breiten Haftscheiben an den bräunlich gefärbten Felsen festhielt, von welchem seine dunkle, schwarz gesprenkelte und der unseres gewöhnlichen Grasfrosches sehr ähnliche Haut kaum abstach. Besonders lieblich war das Thal gleich oberhalb Minano, wo eine

1) Vergl. Verfassers *Geology of the Environs of Tokio*. Tokio 1881.

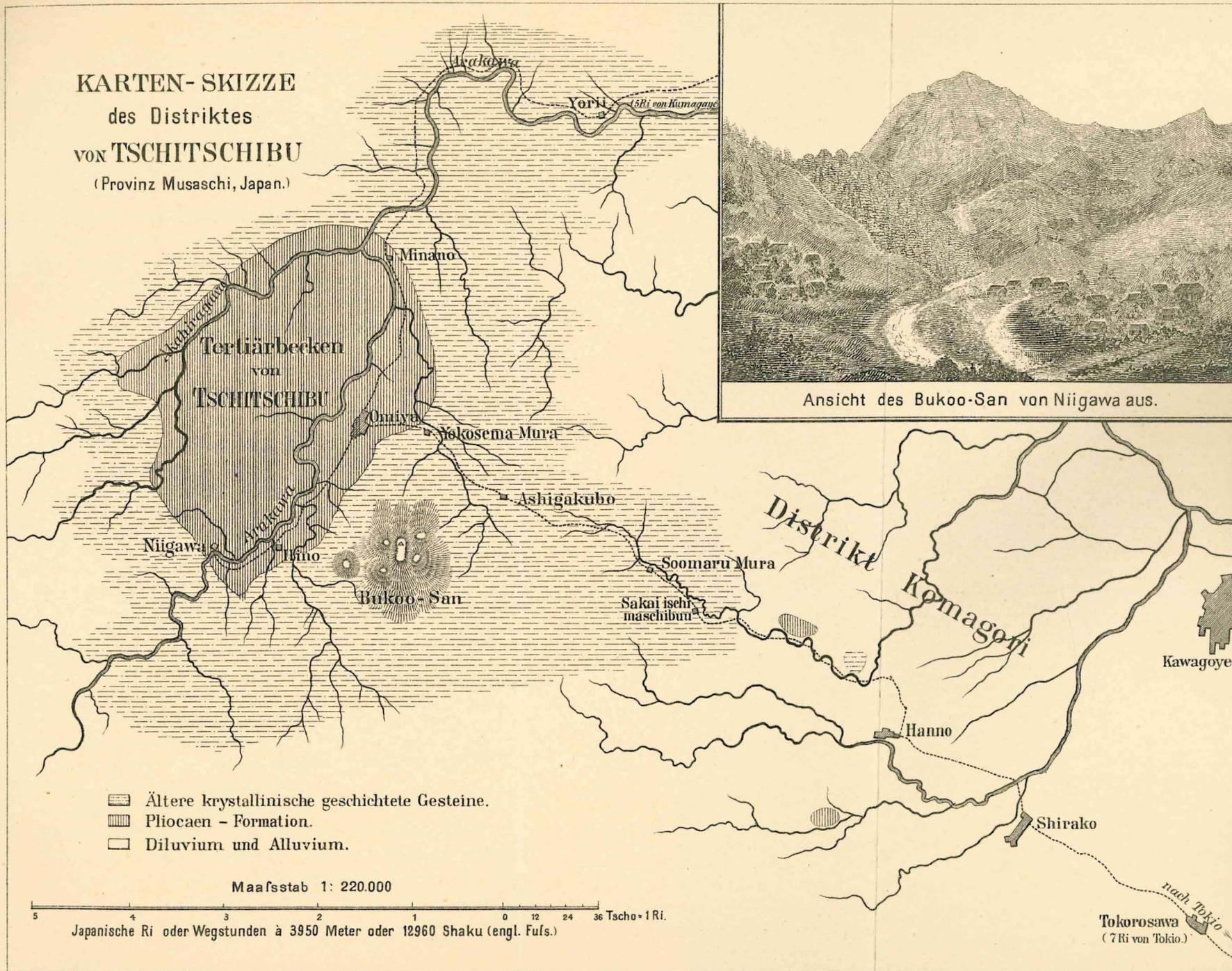
Mühle mit Fähre am Hauptstrome lag. Hier, in dichtem Gebüsch von Kamellien, Bambus, Ahornen, Kastanien, Magnolien und Kryptomerien, wimmelte es von Spottdrosseln, den grossen, schönen Vögeln, welche Temminck und Schlegel in der Siebold'schen Fauna japonica *Orpheus amaurotis* benannten, welche aber jetzt meist *Hypsipetes amaurotis* heissen, eine Genusbestimmung, die freilich auch nicht unanfechtbar sein möchte. Dazwischen liessen zahllose Orthopteren (geradflügelige Insekten, Grillen, Heuschrecken u. s. w.) ihr den Japanern sehr beliebtes, für unser Ohr wohl etwas zu lautes und monotones Concert hören. Bei dem Vergnügen, das meine japanischen Begleiter bei der abendlichen, von besonderen Arten angestimmten Musik dieser Art zu erkennen gaben, wunderte es mich nicht, dass in den Dörfern gar nicht selten solche Thiere in kleine Käfige, ähnlich wie Singvögel, eingesperrt und mit frischem Laub gefüttert wurden; auch liessen solche Käfigexemplare zuweilen ganz wohlgemuth ihre Musik hören, die allerdings nicht Gesang, sondern Streichmusik zu nennen ist.

Mein nächstes Reiseziel war der Hauptort des Tschitschibu-Distriktes, Omiya, ein volkreiches, in grosser Länge zu beiden Seiten der Heerstrasse ausgedehntes Städtchen, zu welchem der Weg am rechten Ufer des Arakawa über ein paar Seitenthälchen führt, deren tiefe Schluchten mittels Brücken überschritten wurden. Der bedeutendste dieser Seitenflüsse hiess der Ubukogawa, der Kleinkinderfluss; ob dieser Name mit dem Volksglauben der Japaner zusammenhängt, dass die Seelen sehr jung verstorbener Kinder in dem Steinbett gewisser Flüsse gebannt bleiben, bis sie durch Fürbitten ihrer Verwandten oder anderer frommer Menschen erlöst werden, konnte ich in diesem Falle nicht mit Sicherheit ermitteln, obwohl es mir sehr wahrscheinlich ist. Die Brücke, welche über dieses Flösschen führte, war ausnahmsweise ziemlich solid aus Holz konstruirt und ruhte auf einem natürlichen, mächtigen Mittelpfeiler, nämlich auf einem Felsen, der sich mitten im Flusslaufe bis etwa zur halben Höhe der ziemlich hoch und steil ansteigenden Thalwände erhob; ich schätzte die Höhe der Brücke über dem Fluss auf nahezu 15 Meter. An allen Felshängen traten die tertiären Sandsteine zu Tage und wiesen gelegentlich ihre charakteristischen Versteinerungen auf.

Leider machte ich in Omiya die Erfahrung, dass mit dem Ende der Regenzeit keineswegs ein Aufhören der Regengüsse eintritt. Vielmehr pflegen letztere an Intensität zu ersetzen, was sie an Dauer einbüssen; gar nicht selten aber — und das war auch diesmal der Fall — rauscht heftiger Regen mehrere Tage hinter ein-

ander darnieder. Ich vermochte daher in der nächsten Zeit weder die geologischen Untersuchungen mit Erfolg fortzusetzen, noch die landschaftlichen Schönheiten der Gegend zu geniessen; der Bukoosan, ein nahezu 1500 Meter hoher Berg, aus altkrystallinischem, meist kalkigem Schichtgestein bestehend, der sich westlich von der Stadt ganz in deren Nähe erhebt, war selten zu sehen. So hatte ich denn Zeit und Musse vollauf, die Häuser Omiyas und ihre Bewohner kennen zu lernen; insbesondere die Seidenindustrie, welche hier in ziemlich schwunghafter Weise betrieben wird. Die Frauen waren fast unablässig mit dem Abhaspeln der Cocons beschäftigt, obwohl gerade in dieser Zeit eines der bedeutendsten Schintooefeste, das des Kriegsgottes Hatschiman oder Yabata, gefeiert wurde. Dasselbe wird übrigens in einer mehr geräuschvollen als gerade erhebenden Weise begangen; in Omiya selbst waren auf der Hauptstrasse in angemessenen Entfernungen eigens für die Dauer des Festes drei kleine Tempel aus Holz errichtet, jeder mit einem erhöhten und durch eine Treppe zugänglichen Podest versehen, auf welchem ein Vorhang angebracht war. Hinter diesem Vorhang ist, wie man annimmt, die Gottheit anwesend, sobald sie durch die Weihstäbchen oder Goheis — Stäbe aus rohem, hellem Holze mit vielen Papierfalten besteckt — oder durch das Gebet des vor dem Vorhange kauernden Priesters herbeigerufen wird. Der weissgekleidete Priester betrat von Zeit zu Zeit, wie er eben zu Fürbitten aufgefordert und veranlasst war, das Gerüst, um seine Gebete gegen den Vorhang zu richten. Fast ohne Pause aber, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, erschallte an jedem Gerüste eine echt japanische Musik von Trommeln, Becken, Triangeln und Flöten, so unmelodiös wie nur denkbar, welche indessen meinen japanischen Begleitern keineswegs so unangenehm zu sein schien, wie mir. Auf meine Frage, was sie denn von der Verschiedenheit dieser Musik und der ihrer europäisch geschulten Militärkapellen in der Residenz hielten, erwiederten sie einfach, sie fänden eigentlich keinen Unterschied zwischen beiden. Zu verschiedenen Malen zogen während der drei Tage des Festes Träger mit einem fast einen Meter hohen Modell eines Schintootempels, einer Miya, durch die Strassen, wobei sie dasselbe unaufhörlich nach allen möglichen Richtungen hin schwenkten. Die gefeierte Gottheit wird von den Japanern bekanntlich als Sohn einer Kaiserwittwe, Jingo Kogo, angesehen, welche um das Jahr 200 nach Christo auf sehr wunderbare Weise Korea erobert haben soll, und sie soll dies grade ihrem bald nachher geborenen Sohne verdankt haben, der zu Lebzeiten Homudawake hiess und in den „Geschichts-

KARTEN-SKIZZE
des Distriktes
VON TSCHITSCHIBU
(Provinz Musaschi, Japan.)



Ansicht des Bukoo-San von Niigawa aus.

büchern“ als Kaiser Ojin geführt wird, als Gott aber Yabata oder Hatschiman, der Gott der acht Fahnen, genannt wird; man erzählt, dass bei seinem Begräbniss seine Gestalt gen Himmel geflogen sei und dass dann acht Fahnen sich aus der Höhe zu ihm herabsenkten, um mit ihm im Aether zu verschwinden. Es fiel mir schwer, zu ermitteln, in wie weit die Japaner an diese alten Sagen wirklich glauben, sicher aber ist, dass nicht nur ein grosser Theil des Volkes, sondern auch Manche der höheren Klassen sich gläubig dagegen verhalten.

Die Bewohner des Distriktes Tschitschibu sollen zu einem gewissen Theile von koreanischen Ansiedlern abstammen, welche in alter Zeit behufs Einführung der Seidenkultur von den Nachfolgern Jingo Kogo's und ihres Sohnes dahin verpflanzt sein sollen. Da diese Angaben jedoch in eine Zeit verlegt werden, aus welcher historische Nachrichten über Japan überhaupt noch nicht vorliegen, so sind auch jene Angaben mindestens sehr fraglich. Die Leute von Omiya sowohl als die der benachbarten Dorfschaften, welche ich bei der Ungenirtheit, mit der die Japaner sich auf dem Lande noch mehr als in der Stadt bewegen, sehr gut beobachten konnte, unterschieden sich auch nicht wesentlich von den übrigen Bewohnern des Hügel- und Berglandes um Tokio, welche sämmtlich für Japaner ganz wohlgebildet und zugleich hellfarbig — man möchte sagen, von einer hellen Bronzefarbe — sind, aber doch die wesentlichen Merkmale der japanischen Nation in ganz charakteristischer Weise zeigen, die stumpfe Nase und die etwas zurücktretende Stirn sowohl, wie das Vorspringen der Kiefer bei mangelhaft gebildetem Kinn und die eigenthümliche, mit oberer und innerer Fettspalte versehene Lidspalte der mehr oder weniger schief geschlitzten Augen. Der Bau des Oberkörpers ist im allgemeinen gut zu nennen, während die unteren Extremitäten verhältnissmässig schwach entwickelt sind. Die halbnackten Gestalten, welche ich ohne Hinderniss fast in jeder Hütte zur Zeit der Mittagsruhe liegen sah, gaben davon nicht minder Kunde, wie die Badenden, welche sich, allerdings immer mit ihrem Lendengürtel bekleidet, fast täglich im Flusse herumtummelten.

Da die nächste Umgebung Omiya's eben ist, so gab es daselbst ausgedehnte Reisfelder, welche in der nämlichen Weise, wie in der Ebene von Tokio, bewässert und von Dämmen umzogen waren. Auf diesen Dämmen standen hier überall Reihen von Maulbeerbäumen; in den mit Wasser überdeckten Feldern fielen mir die nämlichen Froscharten auf, die auch wir haben, *Rana esculenta* und *temporaria* und *Hyla arborea*; die Kröte, *Bufo cinereus*, welche

in Japan ähnlich wie in Italien eine ungewöhnliche Grösse erreichen kann¹⁾, fand ich dagegen vorzugsweise in den Gärten, in denen sie namentlich bei feuchtem Wetter aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommt.

Noch bei andauernd regnerischem Wetter trat ich die Wanderung weiter nach Süden hin an, wo ein Dörfchen oder Weiler Namens Hino, in einer kleinen Schlucht belegen, mir nochmals eine reiche Ausbeute an Versteinerungen lieferte, während von da an die Tertiärschichten nur aus versteinungsarmen Schieferthonen bestanden, die in grosser Mächtigkeit die übrigen Bildungen des nämlichen Systemes unterteuften und das südliche Ende der Tertiärmulde bis zu dem Dorfe Niigawa hin ausfüllten.

Dieses freundliche, aber nicht sehr bedeutende Dorf liegt ziemlich hoch über dem hier tief eingeschnittenen Bette des Arakawa an dessen linker, westlicher Seite. Oberhalb desselben kommen nur noch altkrystallinische Gesteine vor, durch welche sich die Wässer des Flusses hindurchgezwängt haben; der Anbau der Gegend wird hier sparsamer, der Wald dichter, und in den Büschen hörte ich fast beständig die wunderbaren Flötentöne der sogenannten japanischen Nachtigall, des Uguisu (*Salicaria* oder *Cettia cantans*), den melancholischen, ganz wie bei uns klingenden Ruf des Rothkehlchens und den des Kuckuks, der in Japan — wie dies jedoch auch in Europa in Ausnahmefällen vorkommt — vorwiegend dreisilbig ist und daher dem Vogel den Namen Ototogisu verschafft hat.

In Niigawa fand ich zu meiner Ueberraschung ein Quartier, das einigermassen für die Bedürfnisse eines Europäers eingerichtet und, was mir nicht minder lieb, von den übrigen Quartieren abge sondert war. Der Wirth bot sich mir auch als Führer an und besuchte unverdrossen mit mir alle Aufschlüsse und Aussichtspunkte, wobei er mir mit besonderem Vergnügen die im Dickicht an lauschigen Stellen angelegten Waldkapellen oder auch die mit diminutiven künstlichen Felspartien und Kaskaden verzierten Gärtchen der Umwohner zeigte. Die Verpflegung war indessen auch hier nur mittelmässig und litt an der Einseitigkeit, welche der japanischen Küche überall anklebt, wo man sich weiter von der Seeküste entfernt; kleine blaue Fische, welche die Japaner Ayu nennen, *Plecoglossus altivelis* nach Schlegel in der Sie-

1) Exemplare von 12 Centimetern Länge, von der Schnauzenspitze bis zum Ende der Wirbelsäule gemessen, habe ich öfter gesehen; nach glaubwürdigen Angaben sind auch solche von 16 Centimetern nicht selten.

bold'schen Fauna japonica, sind zwar hier wie in den meisten Flüssen Japans sehr häufig, aber doch zu stark von Geschmack, um auf die Dauer eine angenehme Speise zu sein. Manche der japanischen Gerichte, z. B. die in Salz eingemachten Früchte, sind ebensowenig unserem Gaumen angenehm, und die bei den Eingeborenen allgemein beliebten gegohrenen, nach Art unseres Sauerkohls eingemachten Rüben den meisten Europäern geradezu widerlich. Andere Volksspeisen, wie der Tofu, eine aus Bohnenmehl bereitete Gallert, welche von den Kulis mit Vorliebe kalt und mit der beliebten Sauce aus gegohrenen Bohnen, mit Schoyu, genossen wird, sind für einen daran nicht gewöhnten Magen nicht recht zuträglich.

Eine recht fühlbare Plage waren die Mücken, die mich sonderbarer Weise gerade hier, am fernsten Punkte meiner Tour, zum ersten Male seit meiner Abreise von Tokio wieder heimsuchten. Der Grund davon war leicht zu ersehen; die Höhe Nügawas über dem Meere ist noch nicht bedeutend genug, um der Verbreitung dieser Thiere merklichen Abbruch zu thun, und die zahlreichen Tümpel, welche durch die Stagnation des Wassers oberhalb der von Gesteinschichten gebildeten natürlichen Barren seitwärts vom eigentlichen Flusslaufe sich gebildet, erzeugten eine Masse Mücken, welche in dichten Schwärmen jeden Abend aus dem Thal emporstiegen und mich von den Fenstern und der Aussicht auf den Bukoosan, welche dieselben mir gewährten, und welche ich in einer der Karte (s. d. Tafel) in Copie beigegebenen Skizze festzuhalten suchte, sehr rach ins Innere meines Gemaches und unter das landesübliche Mückennetz, unter die dumpfige Kaya, vertrieben.

Das Wetter blieb sehr unsicher; fast auf jeden sonnigen Tag folgten wiederum Regengüsse, und die Rücksicht auf die immer misslicher sich gestaltende Beschaffenheit der Wege trieb zu einer früheren Umkehr, als eigentlich in meinem Plane gelegen. Die Wanderung ging zunächst nach Omiya auf dem nämlichen Wege zurück; in Omiya suchte ich mir ein stilleres Quartier, als ich es während der geräuschvollen Festtage gehabt hatte, und fand dasselbe auch in erwünschter ländlicher Abgeschiedenheit. Als ich Morgens von freundlichem Sonnenschein geweckt ward, fand ich gerade über mir ein Nest mit jungen Schwalben, die mich ohne Scheu anblickten und von den ebenfalls ohne alle Furcht unablässig heranfliegenden Alten emsig gefüttert wurden. Es waren keine anderen als unsere europäischen Rauchschwalben, im Gefieder, in ihren Gewohnheiten und ihrer sanft zwitschernden Stimme ganz und gar mit ihren europäischen Stammverwandten übereinstimmend.

Wie ich später mich überzeugte, ziehen dieselben auch von Japan aus im Herbst — von Tokio in der ersten Hälfte des Oktober — nach Süden.

Von Omiya wählte ich den direkten Weg nach Tokio über die östlichen Berge, und obwohl mir Saumthiere zur Verfügung standen, zog ich doch vor, wegen der besseren Gelegenheit zu Naturbeobachtungen zu Fusse zu reisen. Die Gesteine sind, sobald man die Thalrinne verlassen, sämmtlich krystallinisch; der Bukoosan ist, wie bemerkt, kalkig, die Thäler an seiner Nord- und Nordwestseite jedoch, durch welche der Weg führte, hatten Glimmerschiefer, Hornstein, Eisenkiesel und dergl. von wechselndem Streichen und Fallen. Der Laubwald hatte, obgleich stark gelichtet, doch seinen eigentlichen Charakter bewahrt und zeigte in gewohnter Weise Ahorne, Kastanien, Eichen, Birken, Magnolien, Sophora- oder Enjubäume u. s. w. Unter den Blumen herrschten Lilien und Orchideen vor. Von Thieren sah ich am häufigsten allerlei Ringelnattern, *Tropidonotus tigrinus* und *quadrivittatus*, auch Blindschleichen, sowie Baumrarder und Eichhörnchen, welche letzteren meine Begleiter „Baumratten“ nannten. Die japanischen Baumrarder, Ten genannt, gleichen ganz den unseren, haben jedoch — wie ich mich an ausgestopften Exemplaren überzeugen konnte, die von den jagdlustigen Einwohnern der Berge hoch in Ehren gehalten wurden — im Winter eine viel hellere, mattgelbe und ins Graue spielende Behaarung.

Die Wasserscheide war bereits vor Mittag erreicht, und die Mittagsrast wurde in einem Gehöft gehalten, das mit noch ein paar Hütten ein Dörfchen, Soomaru Mura, im obersten Theile des Laufes einer der nach Osten und dem tieferen Laufe des Arakawa zu strömenden kleinen Wasserrinnen lag. Hier fand sich schon wieder Reisbau, wenn auch im wesentlichen nur sogenannter Trockenreis, wie man ihn oft im Gebirge findet, und fand ich hier auch eine der primitiven Reisschälmaschinen, welche wohl schon in uralter Zeit mit dem Reisbau selber in Japan eingeführt sein mögen, neuerdings aber immer seltener werden. Sie bestehen natürlich zunächst aus einem grossen hölzernen Mörser, in welchen ein ebenfalls hölzerner kolbenförmiger Stössel passt. Dieser Stössel ist an einen Arm eines Querbalkens befestigt, der drehbar auf einem grossen Klotze ruht; der andere, erheblich kürzere Arm hat eine kahnförmige Vertiefung, in welche durch eine Röhre Wasser geleitet wird. Sobald sich nun diese kahnförmige Höhlung mit Wasser füllt, wird der kürzere Arm des Querbalkens schwerer und senkt sich, der längere Arm mit dem Stössel dagegen hebt sich;

hat dieser aber seinen höchsten, der andere Arm seinen tiefsten Stand erreicht, so stellt sich der in dem letzteren angebrachte Wasserbehälter so schräg, dass das Wasser über den äusseren Rand ausfliesst. Damit wird jedoch der kürzere Arm wieder leicht, und der andere, längere Arm mit dem Stössel fällt mit genügender Kraft in den Mörser hinab.

Ausser Reis fand ich hier hauptsächlich die sogenannte Zuckerkartoffel, Sato-Imo, angebaut, die Knolle von *Calocasia antiquorum* Schott (oder *Arum esculentum*). Sie tritt nicht selten an die Stelle der Batate oder Satsuma-Imo, welche bei den niederen Klassen in Tokio sehr beliebt und namentlich süsser ist, als die Zuckerkartoffel; denn diese schmeckt ihrem Namen zum Trotze mehr mehlig und ähnelt gekocht einem ungesüssten Griesbrei.

Im Verlaufe der Reise wurden die Thäler stattlicher und tiefer; das Gefälle des Wassers war häufig zur Anlage von Mühlen, namentlich von Sägemühlen benutzt, ein Umstand, der verbunden mit dem gänzlichen Mangel einer Forstkultur den bedenklich kahlen Zustand der Waldhänge wohl erklären konnte. Der Transport der Baumstämme und Bretter geschah mehrfach durch Ochsen, denen sie aufgepackt wurden, jedoch sah ich von solchen Lastthieren während der ganzen Wanderung dieses Tages nicht mehr als etwa ein halbés Dutzend. Auch die Seidenzucht wird hier betrieben, und bald sah ich ebenso wie um Omiya in allen Häusern, welche vereinzelt am Wege standen, die Frauen mit den Cocons beschäftigt.

Ziemlich früh am Nachmittage erreichte ich ein grösseres Gebirgsdorf, Sakai-ishi-maschibun, in welchem Halt gemacht werden musste. Hier herrschte viel Verkehr, und eine gewisse Wohlhabenheit des Ortes machte sich auf eine in Japan ungewöhnliche Weise geltend, indem hier eine förmliche Strassenbeleuchtung mittels Petroleumlaternen eingeführt war. Ich hätte mich daher des Treibens auf Markt und Strassen noch lange erfreuen können, wenn nicht bald nach meiner Ankunft ein sanfter Regen eingetreten wäre, der bei Einbruch der Dunkelheit in einen Platzregen überging und die ganze Nacht hindurch in einer Heftigkeit niederrauschte, welche die ungünstigsten Aussichten für die Weiterreise eröffnete. Am Morgen jedoch ward das Wetter wieder etwas besser, und obwohl uns manchmal ein feiner Sprühregen überfiel, ging es immer rüstig weiter. Ich hatte mich diesmal doch dazu entschlossen müssen, hoch oben auf dem Packsattel eines Saumpferdes Platz zu nehmen, da der Weg nicht weniger als siebenmal durch den Stromlauf führte, an welchem wir thalabwärts zu ziehen hatten, und kein einziges Mal war eine Brücke vorhanden. Die Gegend

ward nun schon einförmiger, und die Schwemmbildungen, hier meist aus lehmigem Gerölle bestehend, das gleichmässig Diluvium und Alluvium repräsentirt, bedeckten bis auf ganz vereinzelte Punkte die sämmtlichen Hügel und Hänge. Später verliess der Pfad das Thal, um einen schmalen Bergrücken zu überschreiten, welcher den Fluss, an dem ich hinabstieg, von dem benachbarten und parallel verlaufenden, grösseren Flusse trennt, an welchem unser nächstes Reiseziel, Hanno, liegt. Dieser Bergrücken war nur mässig hoch und gänzlich mit Feldern bedeckt. Doch war der Weg über denselben ziemlich steil und wegen der lehmigen Beschaffenheit des Erdreiches sehr beschwerlich.

Schon gegen 10 Uhr gelangte ich nach Hanno, einer bedeutenderen, durch Seidenindustrie und Seidenhandel ausgezeichneten Landstadt, von wo in Folge der Durchweichung durch den anhaltenden Regen der Weg nur mühsam bis zu dem Städtchen Tokorosawa zurückgelegt wurde. Die Beschaffenheit des Bodens und der geologischen Gebilde nahm nun immer mehr den Charakter der Ebene von Tokio an; das Schwemmland sonderte sich immer deutlicher in die höher gelegene Diluvialfläche, mit bräunlichem Lehm zu oberst und Conglomeratschichten darunter, und in die darin eingeschnittenen Thäler mit ihren Alluvionen. Auch der Anbau des Landes sonderte sich dem entsprechend; oben waren Bohnen, Bataten, Gerste, Buchweizen nebst Maulbeer- und Theeplantagen, in der Tiefe der Reis. Der Fluss schoss indessen noch rasch und mit schäumenden Wogen dahin, durch die eigenthümliche Art von Buhnen eingedämmt, welche man in Japan häufig sieht, und welche von langen Wülsten gebildet sind, aus lockerem aber festem Geflecht breiter Bambusstreifen bestehend, das mit ziemlich schweren Steinen gefüllt ist. Diese langen Wülste sind über einander geschichtet, sodass die höhere Lage nach allen Richtungen gegen die nächst tiefere zurücktritt, und sie gewähren eine ziemlich gute Uferbefestigung, deren Haltbarkeit übrigens auf jeden Fall durch die grosse Wetterbeständigkeit der Bambusfasern bedingt ist und aus anderem Material kaum mit Erfolg hergestellt werden könnte.

In Tokorosawa hatte ich, da bei dem abermals beginnenden Regen die Jinrikischaleute gar zu exorbitante Forderungen stellten und die Gastwirthe in Gemeinschaft mit ihnen streikten, einige Schwierigkeit, Unterkommen und Beförderung für den folgenden Morgen zu erlangen, und vermuthlich hätte ich ohne die Intervention des Polizeiwachtmeisters beides nicht in der gewünschten Weise erlangt. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der

japanischen Polizei ein durchaus günstiges Zeugniß auszustellen, und es ist mir schwer verständlich, warum gerade auf diesem Felde die japanische Regierung jetzt eine „Reform“ anbahnen will, da doch viele andere Dinge einer gründlichen Besserung weit bedürftiger sind. Die Vermittlung des Polizeiwachtmeisters verschaffte mir zum grossen Erstaunen meines Dieners sogar den Vortheil, dass ich für einen mässigen Preis anderen Morgens in einem von Pferden gezogenen Miethwagen fuhr, ein Vortheil, den ich bei der Grundlosigkeit der Strassen bald noch höher schätzen lernte. Die Fahrt war beim Passiren der zum Theil geradezu versumpften Wäldchen und Felder des diluvialen Lehmplateaus, die von den Thalrinnen aus stets mit steilem Anstieg gewonnen und mit ebenso beschwerlichem Abstieg verlassen werden mussten, höchst unangenehm, und mehrmals mussten wir uns bequemen, den Wagen zu verlassen und knietief durch den Schlamm zu waten.

Bereits gegen Mittag gelangte ich indessen an dem Punkte an, wo sich die Passcontrolestelle befindet, und wo ich zum letzten Male die ebenso lästige als zwecklose Schererei der Passvisitation durchzumachen hatte, die im Gegensatze zu den Eingeborenen über jeden Ausländer ohne Ausnahme verhängt ist. Eine halbe Stunde später hielt der Wagen an einem der belebtesten Punkte des westlichen Theiles der grossen Hauptstadt, von wo mich eine Jinrikischafahrt ohne Hinderniss nach Hause brachte, mit dem Bewusstsein, auf dieser kleinen Tour ins Innere des Landes abermals manches werthvolle Forschungsergebniss gewonnen zu haben.
